

Rede

des DFG-Präsidenten Professor Dr.-Ing. Matthias Kleiner
anlässlich des Neujahrsempfangs der DFG

Berlin

17. Januar 2011

- Es gilt das gesprochene Wort! -



Sehr geehrte Damen und Herren Minister und Senatoren,
sehr geehrte Damen und Herren Staatssekretäre,
sehr geehrte Mitglieder des Deutschen Bundestages,
Exzellenzen und geschätzte Mitglieder des diplomatischen Corps,
Präsidenten und Magnifizenzen,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus der Wissenschaft,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
zusammengefasst: liebe Freundinnen und Freunde der DFG,

ich freue mich, Sie alle herzlich willkommen zu heißen zum Neujahrsempfang der Deutschen Forschungsgemeinschaft und mit Ihnen wie gewohnt den Jahresbeginn zu begehen!

Please allow me to first extend a special welcome to our international guests: Your presence here this evening is enriching and reflects the true internationality of research cooperation. Thank you for coming!

I wish you good health and a very productive and rewarding 2011. May this year be inspiring for both your individual creativity and your joint endeavours. I also hope that you've had a great holiday season and were able to celebrate the arrival of the New Year full of confidence and anticipation, but also with leisure.

Ich wünsche Ihnen rundherum gutes Wohlbefinden und ein produktives Jahr 2011, in dem Sie jederzeit die richtigen Bedingungen und Situationen vorfinden, die Ihren Ideen und Vorhaben zuträglich sind – und die vielleicht sogar darüber hinaus der Umsetzung Ihrer Pläne und Projekte zugleich Impuls und Unterstützung sind. Ebenso hoffe ich, dass Sie ein fröhliches Weihnachtsfest verlebt haben und den Jahreswechsel mit Zuversicht und Vorfreude, aber auch mit Muße begangen haben.

„Muße“ und auch „Ruhe“, das sind zwei Stichworte, die mich in den vergangenen Wochen oft beschäftigt haben. Wenn wir stetig erwägen, welche denn eben jene richtigen Bedingungen sein mögen, unter denen sich Wissenschaft optimal entwickelt; wenn wir anschließend überprüfen, ob die aufgelegten Initiativen Wirkung zeigen und die existierenden Programme der Wissenschaft und ihren Prozessen, den konkreten Personen und deren je eigenen Methoden angemessen sind, gerät eines womöglich bisweilen etwas in den Hintergrund: Dass die Wissenschaft wie jeder andere Organismus Ruhephasen zur Entwicklung und Entfaltung benötigt.

Manche Dinge gäbe es obendrein ohne eine gewisse Zeit der Reifung überhaupt nicht einmal – unser heutiges Glas Wein etwa, das Sie Ihrerseits hoffentlich auch in Ruhe genießen.

Das ist etwas, was jede und jeder von uns in der Hektik des Alltags ahnt und uns aus der Hirnforschung auch bestätigt wird: Muße ist ein seltenes Gut geworden heutzutage und ist dabei eine unverzichtbare Voraussetzung für Kreativität und Entwicklung.

Diese Erkenntnis ist nicht ganz neu – jede Zeit, jede Kultur hat ihre je eigenen Formen und Strukturen geschaffen, die dem Denken Freiräume geöffnet haben – wie es etwa im Mittelalter die Klöster waren, in denen als Zentren von Bildung und Wissen ein Leben in Einkehr und Betrachtung geführt wurde.

Neu ist aber die Überlegung, dass und wie wir diese so wichtigen Phasen der Ruhe und Konzentration in unseren heutigen Alltag integrieren können. Davon handelt zum Beispiel das neue Buch „Muße. Vom Glück des Nichtstuns.“ von Ulrich Schnabel, aus dem die ZEIT Anfang Dezember letzten Jahres unter der Überschrift „Vom geistreichen Nichtstun“ einen gekürzten Auszug veröffentlicht hat. Viele von Ihnen werden ihn sicher auch gelesen und sich vielleicht wie ich ein bisschen ertappt gefühlt haben.

In dem Artikel geht es nämlich um unsere Informationsgesellschaft, um unseren inneren Zwang, immer erreichbar zu sein und immer schneller Informationen zu erhalten, die wir oftmals gar nicht mehr verarbeiten können. Dieses hohe Tempo stellt darüber hinaus ein Hindernis dar, das uns davon abhält, ausgleichende Ruhephasen einzulegen und der damit verbundenen gedanklichen Produktivität zu frönen.

Der Hirnforscher Ernst Pöppel wird darin mit der Aussage zitiert: „Wenn ganz Deutschland jeden Tag für eine Stunde nicht kommunizieren würde, dann hätten wir hier den größten Innovations- und Kreativitätsschub, den man sich vorstellen kann.“

Das ist ein sehr weitreichendes und interessantes Gedankenspiel, das zu beweisen wäre – aber vielleicht in dieser Konsequenz doch nicht eigens bewiesen werden muss. Denn wir erleben ja in Forschung und Wissenschaft bereits eine neue Dynamik und großen Schwung. Dazu kommt auch noch, dass ein gutes Maß an Kommunikation ja durchaus neue Ideen hervorbringt, zum Verlassen altvertrauter Denkmuster anregt und man schöpferische Ruhephasen gerade nicht forcieren kann – man kann sie nur zulassen.

Wenn das für das Individuum gilt, dann kann es für die Wissenschaft nicht falsch sein, denn sie besteht doch aus Individuen, die in ganz besonderem Maße ihren Kopf und ihren Einfallsreichtum beschäftigen – und so erlaube ich mir, diese Erkenntnisse auf die Wissenschaft als solche zu beziehen.

Dahin gehen derzeit meine Gedanken: Dass es wichtig ist, auch in der Wissenschaft immer wieder Phasen der Ruhe zuzulassen und, wenn nötig, mit Nachdruck dafür zu werben. Das bedeutet ebenso, der allzu oft herrschenden Beschleunigung und Pausenlosigkeit und auch der Forderung nach Anwendungsorientierung mit einer gewissen Muße und Gelassenheit zu begegnen.

Auch – oder gerade besonders – die hochaktive Wissenschaft braucht Raum für Konzentration und Produktivität. Sie und jene, die sie betreiben, sind sich mit ihrer intrinsischen Neugier und dem ihnen eigenen Wissensdrang schließlich immer auch selbst Antrieb.

Kennen wir das nicht von uns selbst, hören wir das nicht immer wieder von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, dass ihnen dann die besten Ideen kommen, wenn sie vermeintlich gerade gar nicht oder zumindest mit etwas anderem beschäftigt sind? Wird nicht das nächtliche Aus-dem-Bett-Springen, um einen plötzlichen Einfall festzuhalten, schon zur Gewohnheit in Phasen intensiven Schaffens über Tag?

„Muße“ – das kommt zunächst als ein etwas antiquierter Ausdruck daher, und der „Müßiggang“ klingt heute schon eher nach behaglicher Untätigkeit – tatsächlich jedoch bezeichnet „Muße“ ursprünglich „einen Zustand, der einem die Möglichkeit bietet, etwas zu tun“.

Diesen Zustand wünsche ich der Wissenschaft, und ich plädiere dafür, dass wir alle gemeinsam das Unsrige dafür tun – oder eben auch einmal lassen. Denn Geduld und Ruhe sind der Entfaltung und dem Wachstum zuverlässige Freunde. Immer neue Initiativen, Kooperationen oder weitere Differenzierungen von Hochschulformen sind nicht per se ein Zugewinn für die Wissenschaft und hindern sie womöglich daran, die Entwicklungen, die wir mit angestoßen haben, in Ruhe und mit Konsequenz zu vollziehen. Das wäre schade. Denn der Wandel, der etwa mit der Exzellenzinitiative, ihren Graduiertenschulen, Exzellenzclustern und Zukunftskonzepten Einzug gehalten hat, ist und bleibt wichtig und vielversprechend. Ihn zu bewahren, weiter zu vertiefen und fortzuführen, dazu gibt das Jahr 2011 mit den ersten Vor-Entscheidungen in der zweiten Phase der Exzellenzinitiative gute Gelegenheiten.

Zur Erinnerung: 227 Antragsskizzen von insgesamt 65 Hochschulen bundesweit haben wir für die zweite Programmphase im vergangenen Herbst erhalten. Und das sind nur die Neubewerbungen, unter denen die vier großen Wissenschaftsgebiete der Lebens-, Natur-, Ingenieur- sowie Geistes- und Sozialwissenschaften ausgewogen vertreten sind. Dazu kommen noch die Fortsetzungsanträge wohl aller in der ersten Phase der Exzellenzinitiative geförderten Projekte und Einrichtungen. Damit hebt die Exzellenzinitiative einmal mehr ein Merkmal von Wissenschaft hervor, das mich immer wieder aufs Neue beeindruckt und fasziniert: Es ist die Bandbreite an Themen, Herangehensweisen und Ideen, die in den drei Förderlinien Aufnahme findet. Und mit diesem großen Spektrum, das die Exzellenzinitiative in sich schon aufweist, spiegelt sie die Vielfalt wieder, die der Wissenschaft genuin innewohnt.

Die Vielfalt ist eine natürliche Eigenschaft der Wissenschaft und damit meistens eine solche Selbstverständlichkeit, dass sie uns oft genug gar nicht mehr auffällt – allemal bei uns in der Deutschen Forschungsgemeinschaft, wo sie zu unserem Alltag gehört, die täglichen Kontakte mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern prägt, sich in der Zusammensetzung unserer Gremien genauso wie in ihren Diskussionen spiegelt und sich in unserem Magazin „forschung“ abbildet, dessen neue Ausgabe ich Ihnen wieder einmal gern empfehle.

Auch die diesjährigen vier Preisträgerinnen und sechs Preisträger im Gottfried Wilhelm Leibniz-Programm, die wir hier in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 16. März mit diesem höchstdotierten deutschen Wissenschaftspreis auszeichnen werden, belegen die Vielfalt der deutschen Spitzenforschung: Ihre Fachgebiete sind Ägyptologie, Informatik, Experimentelle Festkörperphysik, Organische Geochemie, Quantenoptik, Mikrobiologie, Zellbiologie, Kognitive Neurowissenschaften, Lasermedizin und Technische Thermodynamik.

Ein weiteres Beispiel: Mit der Biodiversitätsforschung haben wir ein aktuelles Forschungsthema, in dem sich eine beeindruckende Bandbreite wissenschaftlicher Disziplinen aus den vier großen Wissenschaftsgebieten vereint, um unsere natürlichen Lebensgrundlagen zu ergründen und damit auch besser schützen zu können. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat im vergangenen Herbst ein Forschungszentrum zur „Integrativen Biodiversitätsforschung“ ausgeschrieben, nachdem ein ausführlicher Diskussionsprozess von der Wissenschaft angestoßen worden war und gezeigt hat, dass die Biodiversitätsforschung in Deutschland ein gewichtiges Forschungsdesiderat darstellt. Ab 2012 werden daher im insgesamt siebten DFG-Forschungszentrum diverse Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Fachgebiete die Vielfalt von Arten, Genen und Ökosystemen erforschen – vielfältige Erforschung vielfältiger Vielfalt also. Das Beispiel der Biodiversitätsforschung zeigt damit deutlich, dass das umfängliche Spektrum der Fächer und Disziplinen „nur“ die offensichtlichste Vielfalt der Wissenschaft ist.

Diese Vielfalt besteht ebenso im Hinblick auf die Personen, die unsere Wissenschaft bevölkern – etwa im Hinblick auf die Altersstruktur von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Die Altersspanne von Antragstellerinnen und Antragstellern der DFG in den letzten Jahren beginnt bei 23 Jahren und endet – bisher – bei 93 Jahren!

Unter uns sind beispielsweise heute auch vier junge Forscher, die als Bundessieger im Wettbewerb „Jugend forscht“ 2010 den neugeschaffenen Europa-Preis der DFG gewonnen haben. Simon Schuldt für das Fach Technik, Luca Banzerus und Michael Schmitz in der Physik und Andreas Lang für Mathematik/Informatik. Sie haben mit Hilfe der DFG am europäischen Nachwuchswettbewerb EUCYS teilgenommen – wieder mit großem Erfolg! Herzlichen Glückwunsch und herzlich willkommen!

Die Vielfalt der Fachgebiete und Themen potenziert mit der Vielfalt der Persönlichkeiten ergibt die Fragestellungen, Methoden und Ideen der Wissenschaft – und spätestens auf dieser Ebene ist die Vielfalt der Wissenschaft unerschöpflich, immer im Wandel und daher nie ganz greifbar.

Und das ist eben meines Erachtens genau die kleine, aber feine Eigentümlichkeit, die wir beachten sollten: Die Vielfalt der Wissenschaft besteht von innen heraus – und nur auf der Basis dieses Verständnisses können und wollen wir sie fördern und unterstützen. Differenzierungen dagegen erfolgen oftmals von außen und können wissenschaftliche und forschungsbedingte Eigenheiten gar nicht gebührend berücksichtigen. Dabei heißt unser „bottom-up“-, unser wissenschaftsgeleiteter Ansatz ja nicht nur, dass die Wissenschaft ihre eigenen Themen generiert und formuliert und „ihrer“ DFG zur Förderung vorschlägt, sondern er bedeutet zugleich auch, der Wissenschaft ihre eigenen Wege und ihre eigene Zeit zuzugestehen – ja, dass sich Wissenschaft selbst eigene Wege und eigene Zeit zugesteht. Die DFG versteht sich von jeher als die Begleiterin, als der Wissenschaft dienend – nicht umgekehrt.

Dementsprechend hat die Vielfalt der Wissenschaft in der DFG eine Vielzahl von Programmen und koordinierten Verfahren hervorgebracht, die die unterschiedlichen Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Wissenschaft sinnvoll und konzeptionell bündeln.

Mit Großgeräteinitiativen etwa fördert die DFG neue Technologien und Methoden, und mit ihnen ist verbunden, die jeweilige ausgeschriebene und geförderte Thematik üblicherweise über mehrere Jahre mit regelmäßigen Nutzertreffen und einer Evaluierung der geförderten Gerätetechnik zu begleiten.

Mit der Großgeräteinitiative im vergangenen Jahr haben wir sehr früh MR-PET-Geräte in unser Blickfeld genommen, noch bevor die Geräte überhaupt verfügbar wurden – auch Vorausschau kann zu unserer Begleitung gehören. Ende November begann dann die weltweit erste klinische Erprobung der kombinierten MR-PET-Technologie im Münchner Klinikum rechts der Isar, weitere Standorte werden folgen. Wir werden wie üblich die Erprobung betreuen und sind schon jetzt gespannt, was die Testverfahren dieser neuen Kombination von Magnetresonanztomografie und Positronen-Emissions-Tomografie ergibt.

Auch die elf neuen Sonderforschungsbereiche und die zehn neuen Graduiertenkollegs, deren Einrichtung in unseren Gremiensitzungen Anfang Dezember beschlossen wurde, künden von Vielfalt: Beide Förderinstrumente weisen in der Zusammenschau eine erhebliche thematische Fülle auf. Und sie belegen damit ihre Passung für unterschiedliche Wissenschaftszweige und Themen wie etwa die spontane Selbstorganisation weicher Materie oder die Entstehung der Milchstraße, effizientere Antriebssysteme für Flugzeuge oder die Steuerung von Märkten, die Weiterentwicklung von Hochtemperatursupraleitern oder psychologische Entwicklungsrisiken im Kindes- und Jugendalter.

Dass die Vielfalt der Wissenschaft ebenso wie jedes Einzelprojekt in Erstaunen versetzen kann, das wollen wir im neuen Jahr noch mehr zeigen: Denn beides, die Vielfalt der Wissenschaft und ihre Sichtbarkeit, vor allem der Einzelförderung, zu stärken, sind uns und mir große Anliegen für die Zukunft – auch im Hinblick auf die ersten Schwerpunktsetzungen im Rahmen der Fortschreibung des Paktes für Forschung und Innovation.

Denn dieser Jahresauftakt 2011 ist zugleich auch der Auftakt zur zweiten Phase des Paktes für Forschung und Innovation, welcher der DFG und den anderen großen Wissenschaftsorganisationen jährlich, für die nächsten fünf Jahre, einen Mittelzuwachs von fünf Prozent sichert. Wir möchten ihn, den Jahresauftakt, dafür nutzen, den Einsatz und das Wirken der finanziellen Mittel, die Bund und Länder der DFG – und damit natürlich der deutschen Wissenschaft – zur Verfügung stellen, unseren Zuwendungsgebern, der interessierten Öffentlichkeit ebenso wie den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern untereinander zu präsentieren und näherzubringen. Denn oft genug sind wir, die wir Anträge lesen, begutachten, diskutieren und darüber entscheiden, selbst neugierig, die Entwicklung der Projekte zu verfolgen und mehr zu erfahren über die vielversprechenden Themen und interessanten Fragen.

Natürlich hat die deutsche Wissenschaft insbesondere in den vergangenen Jahren enorm an internationaler Strahlkraft gewonnen. Ich kann Ihnen zum Beispiel ganz aktuell berichten, dass erstmals in der Geschichte der deutsch-indischen Wissenschaftsbeziehungen in dieser Woche, am kommenden Freitag, eine Zusammenarbeit zur gemeinsamen Förderung der Sozialwissenschaften begründet wird.

Auf Grundlage eines Abkommens wollen die im Rahmen der sogenannten „Bonn Group“ kooperierenden vier europäischen Förderorganisationen ANR, DFG, ESRC und NWO gemeinsam mit der Partnerorganisation „Indian Social Science Research Council“ eine Ausschreibung zur Einrichtung von Netzwerken veröffentlichen.

Spätestens ab März dieses Jahres erhalten Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler aus Deutschland, Holland, Frankreich und Großbritannien die Möglichkeit, gemeinsam mit ihren indischen Partnern Anträge einzureichen.

Auch der nationale Dialog und die Vernetzung untereinander stärken unsere Sichtbarkeit. Es kann aber nie schaden, die Sicht noch weiter zu verbessern oder den Lichtstrahl gezielt auf die vielen spannenden Projekte zu richten, die in der Einzelförderung der DFG ihre Unterstützung erfahren. Und wenn dann beispielsweise eine Ausstellung über solche Forschungsprojekte nicht nur Begeisterung hervorruft, sondern uns auch die eine Nachwuchswissenschaftlerin oder den anderen Nachwuchswissenschaftler schenkt, die ihre Bestimmung entdecken, dann können wir uns umso mehr freuen!

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft steht für eine überwältigende Vielfalt in der Wissenschaft – für fachliche Vielfalt multipliziert mit thematischer, mit personeller, mit methodischer und mit programmatischer Vielfalt. Gerade als notwendiges Gegengewicht zu Zentrierung und monolithischer Blockbildung, die in anderer Weise produktiv sein mag, ist und bleibt sie eine große Stärke der DFG, aus der wir schöpfen können und für die sich alle Mühe ebenso wie – und hier schließe ich den Kreis – ab und an ein wenig Muße immer lohnen. Schon Cicero wusste: „Niemals bin ich weniger müßig als in meinen Mußestunden.“ Und auch von dem Physiker Herrmann von Helmholtz ist überliefert, er könne nur im Gehen denken.

Muße heißt eben nicht Stillstand, heißt vielleicht viel eher Bewegung aus eigenem Drang, aus eigener Kraft, im eigenen Tempo. Daher lade ich Sie nun herzlich ein zum Herumwandeln oder zum Umhereilen – ganz, wie es Ihnen beliebt.

Es ist auch in diesem Jahr vielen zu danken für unermüdliches Schaffen und bedingungsloses Engagement. Ich habe mir aber für heute vorgenommen, meine traditionellen Worte des Dankes an die Freundinnen und Freunde der DFG, an unsere Zuwendungsgeber aus Bund und den Ländern, an die privaten Stifter und den Stifterverband, an die Mitglieder der DFG, an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sei es in den Gremien oder als Gutachter oder Antragsteller, an die Partner aus der Allianz und den internationalen Bezügen und an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der DFG-Geschäftsstelle nicht jetzt zu sprechen, sondern aufzuheben für unsere nun anschließenden persönlichen Begegnungen und Gespräche.

So lade ich Sie nun ein zum hier und dort im Gespräch Verweilen, zum Sinnieren und Denken miteinander, zum Teilen Ihrer Pläne für 2011 und auch der Ideen, die Ihnen beim Schlendern spontan kommen mögen. Und wenn Sie dann gleich hier umherschlendern, werden Sie sicher Frau Dr. Ina Sauer begegnen, vielleicht sind Sie das auch schon. Frau Sauer hat vor kurzem die Leitung unseres Berliner DFG-Büros übernommen und in dieser Funktion möchte ich sie Ihnen vorstellen und wärmstens empfehlen für eine genauso hervorragende Zusammenarbeit, wie Sie diese mit Frau Dr. Koch-Krumrei, der mit herzlichstem Dank verabschiedeten Vorgängerin, gepflegt haben!

Aber jetzt wünsche ich Ihnen und uns einen „müßigen“ und abwechslungsreichen Abend!